



Portfolio

Carolyn Amann

DER STOFF, DIE KÜNSTLICHKEIT	Sind vielmehr Geschuldet Einer Logik	bist mittendrinn ⁴ auch wenn das dich jetzt schreckt	bedeckt wie Ruß das Interieur	Konstruktion von Schmerz liegt offen
Die Reaktion ist hochkomplex	Gewordener Philosophie		Denn am Ende der Kalender	Abgemildert Therapiert
Zugleich erzählbare Chemie	Es bedarf den Blick	POSTSKRIPTUM	bleibt im Lichterlärm der Kammern	Aus Zehntausend Menschen Bildern
Vermittelt doch jedes Organ	Auf das, was uns verbindet	fassen lässt sich unser Intellekt	Kein wahres Wort	bau'n Programme sich ein
Dass sich mit Stoffen in Berührung sieht	Und endloser Chemie	durch bloße Vibration die selbst den Wellen gleicht	Kein Souvenir	Netz
Auf seine Weise vom Ereignis	So werd ich niemals Dich wirklich Berühren	die unser Denken formen	Kein Kernstück für dich über	Zeigt wie Denken sich verschaltet
Nimmt Wechselwirkung auf und dann	Zugleich berühr ich ständig Alle Welt	auch wenn sie nie den Raum betritt	Die Zeit lässt niemanden zurück	Empfindung wird neu übersetzt
Ergreift	Wir treffen uns dabei	in dem wir schweigend warten	2.	Der Materie angeglichenen Prozesse
Durch Blutkreislauf und Nerven	Sogar im Denken	die eigene Stimme zittert	Reif in zartem Astgebild gewachsen	Vertuschen Stoff und Künstlichkeit
deren Effekte differieren	Das sich als Schwingung Organisch selbst verhält	im technisch modulierten Ton	darunter Erde, in Klumpen fest	Mit Scheren gegen unser Ende
Ein künstlich hergestellter Wirkstoff	Wir sind vielmehr aus Einer Masse	regungslos startt unser Blick auf Flächen	Dichte, plattgepresste Schichten	Enkodierte Menschlichkeit
Verpackt in einer Pille	Einer Materie	entstehen Reaktionen nur aus Licht	an deren Oberfläche	Das Phantom vom eignen Leben
Die körpereigene Transmitterreaktion	Auch wenn dich der Gedanke quält	das bricht an Punkten die in ihrer Summe	die Kante meines Schuhs das Eis zerbricht	Jagt der Wahrheit hinterher
Und wirkt	Wir sind zwar selbst	Mosaik simulieren	und Spuren hinterlässt	Konstruktion ist alles Außen
Auf vielschichtiger Weise	Im Werden aber stetig miteinander	und scheinen uns ein Leben	Tiefgreifende Flechten die durchs Sediment sich strecken	Und im Denken solitär
Und bleibt	Mit Stoffen, Luft und Blumen	In Ahnung einer zarten Geste	Getier und Pflanzenreste	6.
Dabei stets künstliche Chemie	Wir werden ständig eine Welt	Macht sich der Geist bereit	Verwoben und umfasst	Stetig teilt sich in der Welt der Wert
Dem Körper eigens zugeführte Stoffe	Denn wir Ereignen uns Im Aufeinandertreffen Von Stoffen	In Intimitäten zu zergeh'n	Reiß ich an und fördere zutage	Vermehrt, die aufgebrochenen Teile Differenziert sich da das Sein
Denn auf Höhe der Atome	Das löst die Grenzen aus	die Grenze technisch generierter Räume	was sich da zu allen Zeiten hingelegt und abgelagert hat	Ein mehr aus allem
Ist die menschgemachte Trennung	So ist bestimmt	zum Gegenwärtigen ist fließend		Das sich nicht gleicht
Vom künstlich sorgsam Hergestelltem	In jedwedem Ereignis	Es ist dieselbe Physikalität die uns vermittelt	Zersetzt im Speichel der Bakterien	Das nicht mehr hält
Und dem einfach nur so Aufgefund'nem	Wer was berührt	was fern ist	Geht ein und über in die nächste Schicht	Ein Stoff bleibt niemals in der Form
Folgenlos	Und in die Augen schaut	und was vor uns steht	Ob Kunst- und Werkstoff, Wagenspuren	Fehler der Begrifflichkeiten
Die Bestandteile sind gleich	So trifft die Zelle	Beben lässt uns das Ereignis	Sedimentiert, Verborgene, doch vergangen ist es nicht	Die Grenzen brauchen wie sie glauben
Und koste es auch Illusionen	Eines hochorganisierten Organismus	Sensation elektrischer Impulse	Der Blick auf alles was sich zeitigt	So steckt ein Sinn sich ab für kurze Zeit
Der Mensch ist selbst aus jener Welt geworden	Auf Wasser	erschreckend ist, sie wirken beide gleich	Totgeglaubtes und Vergessenes	und wuchert dann sogleich an ander'n Enden weiter
Die ihn umgibt	Und ereignet sich	so bleibt die Haut am End' organisches Gewebe	Zeit die sich in Falten schlägt	Durchzieh'n Relationierungen
Und der er gleicht	Zieht Grenzen	mit Sensoren schlicht durchzogen	Ohne Abschluss, noch Beenden	das Feld der Nachbarn die beieinander liegend in Beziehung steh'n
DIALOGUE	Was möglich ist	ist's die Empfindung, die abweicht	Material das übersteht	Man ist nicht einzeln dafür allein mit seiner ihrer Sicht
Vom Sein sprichst du	Dazwischen	1.	Wie die abgestorbenen Zellen	Durchbrechen Dinge die diskursiv gewebten Felder
Ich weiß es ist dir ein Bedürfnis	Und wird bestimmt	Das Kristall	bleibt mein Leid in der Struktur	an die Begriffe sich vergebens
Das Sein zu fassen	Inner- und äußerlich	abgeschmackter Luster zerbricht den Staub	stets verdrängt, doch überfrachtet	versucht haben sich anzuschmiegen
Doch sieh mich dabei an	So fass dein Sein	und wirft im Schein der leeren Stunde	Teile meiner selbst verschüttet	und schreiten fort
Nur wenn in Anbetracht der Dinge, ein Verständnis	Als ebenmeines weiter	Erzählungen mir wieder	Tageslicht versproch'ne Kur	So bleibt das da Entstandene nie stetig
Über den Besitz hinaus	Vergiss die Leere aus ihr erwächst	Ein Lidschlag trennt Seiende	5.	So meint ein Wort nicht eins
Gezogen wird	die Möglichkeit	Trennt Schlag auf Schlag die Länder	Sehnenstränge	Unfassbar bleibt die Welt im Vagen
Mags uns gelingen	Sie ist Alles	Am Boden nach dem Splitterregen	Muskelfasern	Kein Mensch vermag sie zu erhalten
Selbst wenns die Menschen kränkt, denn die Erzählung	Gleich bei den Quanten	Abgestorbene Augenblicke	Darunter wuchernder Tumor	Unbestimmtheit gilt es zu ertragen
Einer Ordnung	Die virtuellen Teilchen	Trotz dessen blitzt ein jeder einzeln	Zellgewächse	Die Sicherheit, ein Geistertier*
An dessen Spitze wir	Die verschwinden	Gegenständlich und entrückt	Schlüsselfälscher	
Durch Selbstbewusstsein walten, ist Seemansgarn	Sobald das Mögliche	Verstoßenes das stets in vivo	Botenstoffe geben vor	
Und gilt nur der Versicherung	Bestimmt wird		Chemische Besonderheiten	
im Auge eines vagen Unbestimmten	Und so das Sein erreicht		Eingestellt und reguliert	
	Wie auch die Zeiten			
	Sich ineinander falten			
	Und vergiss die Entropie			
	Denn nicht das Sein an sich			
	Wächst weiter			
	die Relationen			
	wandern			
	setzen sich neu			
	doch vergehen an sich nie			
	So bleibt mein Sein			
	mit deinem stets verbunden			
	die Berührung verschränkt			
	über Grenzen hinweg			
	so frag dich nicht			
	wie du näher an die Welt kommst			

*onQ Festival 2021 Trabanten <https://youtu.be/Tp4pWHQZAl4>

Lausitzfestival 2021 G. Mahler "Das Lied von der Erde" <https://youtu.be/sXuazXKIfvI>

Literaturfest Kleinwalsertal 2023

PETIT MAL

Jazzorchester Vorarlberg feat. Carolyn Amann & Philip Yaeger

Uraufführung 16.06.2023 Hohenems, Collini Fabriksgelände

Trailer: <https://vimeo.com/830220420>

Ein Netz scheint das nächste anzustoßen
quer durch Unbestimmtes und Bestimmtes hindurch
Die Reibung der Nadel lässt ihn jeden Millimeter spüren
Ein Schleifen und Holpern über die Rillen
dass sich zu einem langgezogenen Kratzen ausdehnt
Stille
Elektrische Stille
Das Letzte von außen
Denn nun bricht der Innere Lärm mit wildem
Getöse auf ihn herein

Die Nervengeflechte aktivieren sich alle zugleich und schießen
die Spannungen wie Blitze durch die gefalteten Schichten
hindurch. Ein Sturm, nein, ein Orkan der die grauen als auch
weißen Landschaften gleichermaßen durchzieht. Die
Faserbündeln scheinen zu glühen. Entladungen schlagen
durchs Gewebe, spalten es auf. Es ist dunkel. Es ist laut.
Zwischendurch das Aufleuchten der Spannungen. Die
ausgeschüttete Chemie stinkt. Die verkohlten Nerven rauchen.
Irgendwann ist es vorbei. Irgendwann wird es vorbei sein. So
Mittendrin ist er sich selbst nicht mehr bewusst. So mitten
drinn reißt ihm das Bewusstsein.



©walser-image.com

MATERIAL

Ausgangslage ist das *petit mal*, eine Form der Epilepsie, in welcher es nicht zu Generalanfällen kommt, sondern nur für wenige Sekunden das Bewusstsein abreißt. Bewegungsabläufe verlangsamten sich, stoppen, von außen oft nicht klar erkennbar.

THEMATIK

Wer sind wir ohne Vergangenheit, ohne Erinnerung? Welches Skelett aus Verhalten und Sprachmustern bleibt über, wenn das Wissen um die eigene Person und die damit verbundenen Erinnerung sich nach und nach auflösen? Wie ist unsere Identität strukturiert?

Es riecht nach Strom
als könnte er die Blitze unter seinem Augenrand schon sehen
Die Nasenflügel weiten sich
Hitze schießt durch seinen Körper
auf der Zunge ein metallener Geschmack
die Atemluft erreicht die Lungenflügel
bläht sie auf
Druck presst Blut durch die Arterien
Über den Hals
in seinen Kopf
Das Gehirn selbst fühlt nicht
Es Fühlt dafür sein ganzer Körper
in dem Moment
wo es beginnt:
gemeinsames Feuern
grelles Licht
vor seinen Augen
durch Schichten
und Falten
Neuronenkreise
es reißt
es reißt das Bewusstsein
zerreißt die Zelle
es brennt
in weiß
nichts als weiß
nichts als weiß
bleibt über



Carolyn Amann - Text & Performance

Philip Yaeger - Komposition

Marie Steiner - Regie

Jazzorchester Vorarlberg:

Andreas Broger, Anna Tsombanis, Fabio Devigili, Werner Gorbach - reeds / Bartholomäus Natter, Martin Eberle, Anton Meusburger - trumpet / Jason Pfister - horn / Philip Yaeger, Jan Ströhle - trombone / Thomas Halfer - tuba / Emily Stewart - violin / Nicoleta Draghici - viola / Myriam García Fidalgo - cello / Benny Omerzell - keyboard / Tobias Vedovelli - bass / Christian Eberle - drums

NEU AMERIKA (Romanauszug)

BKA Startstipendium Literatur 2020/ Stipendium d. Vorarlberger Literaturpreis 2019

Der Himmel ist tiefblau. Soweit man sehen kann, erblickt man keine Menschenseele. Nur Landschaft. Meine Schuhe versinken im Dreck. Der Acker ist von einem Kanal umzäunt, einem Rinnsal, das weder fließt noch steht. Eher suppt es. Man kann das Wasser durch die Gräser kaum erkennen und sieht erst, wenn man drinnen steht, wie tief der Morast ist. So waten wir durch den Wiesenkanal hinüber zum Acker, der brach vor uns liegt und durch grobkörnige Erdstücke eine unwirkliche Mondlandschaft bildet. Dunkelbraun, feucht und fest. Es ist ungewöhnlich warm für diese Jahreszeit. Die Sonne hat trotz fortgeschrittenem Herbst noch Kraft und bescheint unbeirrt den Acker. Knapp über der offen liegenden Erde wimmelt es vor Insekten. Es scheint, als hätten alle Flügel bekommen, jeder Käfer, jede Made. Alles schwirrt den klirrenden Novembertagen entgegen, aus Hoffnung just hier noch ein neues Leben zu beginnen. Die Erde bekommt dadurch etwas Fauliges. Später wird die Kälte sie alle töten.

Wo ist die Grenze? Ich habe bereits mehrmals gesagt, dass ich müde bin, nicht schritthalten kann. Mir surrt der Kopf vom ganzen Ungeziefer. Sie fliegen mir immerzu ins Gesicht. Hauchdünne Fliegen, die man fast einatmet, und schwere Brocken, die aufprallen wie Luftdruckgeschosse. Meine Füße sind längst nass und meine Schuhe bereits vollgesogen. Wenn man nicht aufpasst, rutscht man von den Grasinseln in den Matsch ab. Du bist ein paar Meter vor mir, gibst die Richtung an. Du redest immerzu, doch ich kann dich nicht verstehen, du bist zu weit weg. Ich muss weitergehen. Hinsetzen geht hier nicht. Alles ist nass. Du hast dich umgedreht und ruderst mit den Armen, rufst nach mir. Meine Geduld ist nun am Ende. Die Sonne blendet und ich schwitze. Jeder Meter wird durch die vollgesogenen Schuhe mühsamer. Mit meinem nächsten Schritt rutsche ich ab. Ich gehe in die Knie, stütze meinen Fall mit meinen Händen. Meine Finger tauchen zwischen den Gräsern ab. Sie sinken ein in weiche, losgelöste Erde. Mein Kinn wird nass.

Wo die Grenze ist, habe ich dich gefragt. Du hast daraufhin etwas von angrenzender Wiese, die keinesfalls nass ist, erzählt, nicht unweit von hier. Wir müssten sie eigentlich schon erreicht haben. Du verstehst auch nicht, warum sich der Wasseracker so weit zieht. Es kann sich nur mehr um Meter handeln. Es scheint, als könntest du das Ende schon sehen – wo das Grün etwas heller wird, die Grasfetzen lichter. Dort wo die Erde brach liegt. Das ist für mich aber schon über der Grenze. Ich bin jetzt nass. Ich friere und bis nach Hause ist es über eine Stunde Fußmarsch. Vor uns liegt nur diese Mondlandschaft. Selbst an der Mündung wohnt niemand. Wir sind vom Nirgendwo weiter ins Nirgendwo hineingelaufen. Wie unnütz. Die Nässe verbreitet ein Gefühl auf meinem Körper, als könnte ein Windhauch ihn jederzeit in Stücke reißen. Hoffentlich bleibt dieses Lüftchen aus. Ich weiß nicht, ob ich schreie oder weine. Doch wahrscheinlich sage ich nichts.

Ich bin außer mir. Meine Hände bedecken mein Gesicht, deine Hände meinen Kopf. Durch die Finger hindurch sehe ich Risse an den Wänden. Sie ziehen sich von der Ecke über die gesamte Wand herab. Verästeln sich wie Bronchien in immer feinere Stränge aus. Ich folge den Rissen mit meinen Augen. Sie sind das Einzige, was ich sehe. Ich habe vergessen, dass wir uns draußen aufhalten. Ich habe mich vergessen und mache meiner inneren Zermürbtheit Platz. Mit weit aufgerissenem Brustkorb. Alles, was mich auffrisst. Das Zuviel an Magensäure, das damit beginnt, den eigenen Magen zu zersetzen und nach und nach ein Loch in sich selbst frisst. Das alles kehrt sich nun nach außen. Ich kann es nicht eindämmen. Jetzt muss es erst mal ALLES raus. Die Wände, weißgekalkt, sind die des Bahnhofs. Die Bank, auf der ich sitze, öffentlicher Warteraum. Ich weiß nicht, ob sonst noch wer da ist. Im Sekundentakt brechen Schreie aus mir hervor. Wimmern und Japsen. Dazu zuckt mein Körper. Ich werfe mich auf die eine und dann auf die andere Seite, egal ob ich noch auf der Wartebank lande oder nicht. Du versuchst mich festzuhalten. Mein Gesicht schneidet Grimassen. Meine Hände halten es fest. Die Augen habe ich auf die Risse gerichtet. Ich habe dich gewarnt und ich habe gesagt, dass die Grenze überschritten ist. Ich sage das ja nicht umsonst. Es gibt kein Halten mehr. Jetzt müssen wir warten, bis ich mich beruhigt habe.

Ich sitze jetzt selbst in der Ecke, in der die Risse beginnen. Ich sehe dich, meinem Gebärden ausgeliefert. Die Bewegungen sind übertrieben groß. Du hast einzig die Möglichkeit, mich mit deinen Armen zu umklammern. Es ist abwechselnd mein Becken und meine Schultern, die nach außen stoßen und sich aus der Umklammerung lösen. Du blickst hilfeschend um dich. Die Zeit scheint sich zwischen den kurzen Schreien und dem langgezogenen Jammern aus meinem Mund zu dehnen. Ich selbst bin nur mehr damit beschäftigt zu Produzieren und das Geschaffene nach außen zu tragen. Es ist kein Maß mehr in meinen Handlungen und ich bin mir dessen bewusst.

Es beginnt in meinen Armen. Müdigkeit breitet sich in ihnen aus und lässt sie wie leblos herabsinken. Als wäre da keine Notwendigkeit für die Muskeln sich weiter anzuspannen. Meine Finger lösen ihren Griff. Meine Gesichtsmuskeln sind erschöpft und das spastische Grinsen auf ihnen verschwindet. Meine Augen senken sich zum Steinboden hin. Ich höre den Wind, wie er durch den Warteraum weht. Er hebt die gegenüberliegenden Türen von Bahnsteig und Ausgang leicht an und entlockt ihnen ein Quietschen. Es ist immer noch heute. Mein Gesicht liegt auf deinem Schoß. Du trocknest es mit deinem Pullover. Wischt mir den Rotz von der Wange, die Spucke vom Mund. Dann beginnst du damit, mich langsam aufzuklauben. Zuerst meine Arme, dann meine Beine. Du hebst du mich hoch und legst mich auf die Rückbank eines Autos. Ich schlafe ein.

Das Auto hat uns zurück in die Hütte gefahren. Als ich aufwache, liege ich in unserem Bett. Ich kann die Nacht durch die Fenster sehen. Ich muss einige Stunden geschlafen haben. Es sieht so aus, als ob du bei mir gewacht hättest. Doch ich glaube das täuscht. Jedenfalls bist du da und drehst dich zu mir, als ich aufwache. Die Nachttischlampe ist an und ich sehe dein Gesicht. Für mich ist es selbstverständlich, dass du dich um mich kümmerst. Es liegt in deiner Verantwortung. Du willst Vertrauen und hier hast du es. Du willst Gehorsam und du kriegst ihn auch. Das Loch in meinem Magen schmerzt. Du küsst mir die Stirn. Ich hasse dich so sehr.

Heinrich v. Kleist DER ZERBROCHNE KRUG mit einem Epilog von Carolyn Amann

Premiere: 29.05.2021 Landestheater Linz

Nominierung für den Bundesländer Nestroy 2021 (https://nestroypreis.at/show_content2.php?s2id=421)

MATERIAL

Bérénice Hebenstreit wählte den selten gespielten Variant des „zerbrochnen Krugs“ für die Linzer Inszenierung und wünschte sich, durch ihre Beschäftigung mit Silvia Federicis „Kaliban und die Hexe“, welches die frühkapitalistische Ausgangslage beschreibt, in welcher es zu einer zunehmenden Degradierung von Frauen und damit einhergehend auch zu einer Auslagerung von Leibeigenschaft in Form des Kolonialismus kommt, was eine neue Form des Proletariats bildet, einen Monolog der Eve, der ein Rauschen der nicht aufgeschriebenen Geschichte beinhaltet.

THEMATIK

Wo ansetzen? Im Variant bietet der Gerichtsrat Walter, in unserer Inszenierung eine Frau, Eve einen Sack voll Gulden an, „mit dem Antlitz des Spanierkönigs“ drauf. Diese Münze zeugt von der ökonomischen Sprengkraft, die durch Spaniens Kolonien den europäischen Kontinent überschwemmte und globalen Handel ermöglichte. So verhandelt Eve die unterschiedlichen Formen von und Ausgangslagen für Kapital, zieht dabei definitiv feministische, herrschaftskritische und antikapitalistische Grenzen und hinterfragt ihr Verhältnis zu Gerichtsrat Walter, dessen Besetzung als Frau klassistische Fragestellungen offenlegt.

Walter

*Das Geld? Warum das?
Vollwichtig neugeprägte Gulden sind's.
Sieh her, das Antlitz hier des Spanierkönigs:
Meinst du, daß dich die Münze wird betrügen?*

Eve verzeiht mir, gnäd'ge Frau
dass wir uns hier nicht missversteh'n
wie käme ich dazu
dem scharfgeprägten Antlitz zu misstrau'n
dem weitgereisten Kopf aus neuer Welt
ist's doch der Glaube daran dem wir Warenhandel
und Verkehr, selbst über Meere weg, verdanken
und der auch uns die stete Besserung verspricht

Walter

So ist es Kind, seht sie euch an

Eve

Gleichsam liegt mir nichts daran
Ich kenn' sie wohl, die Münze
die zwischen uns hier steht, zur Diskussion
Doch zeugt sie weniger von Menschlichkeit
als von wahrlich ganz besonders
kraftvoll durchgesetzter Art Geschichte
die einen schwindlig macht und leis'
denn unermeßlich und monströs'
wiegt der Gulden inn'rer Preis

Dies glänzende Metall von hoher Dichte
Aus tausend Menschen Schweiß erbracht
Wo selbst die Kante der Gravuren Zeuge
ist von jenem Geist der furchtlos Berge
Schluchten, Meere überwindet und mit
Hilfe von berechneten Programmen
ein fremdes Land sich biegt und fruchtbar macht

Die Kraft der Presse zerschlägt hundert Häupter
und mahlt aus ihren Knochen weißen Sand
von Fingern ausgekratzt aus tiefen Stollen
strahlt da das Glück in unsrer Hand

Je mehr das Bergwerk preisgibt, wird geprägt
Das Sklavenleid steht nicht in Relation
so dünkt mich, ist's die gleiche Gier
der Haager Krämer nach Gewürzen
nach Profit und Dividende
nach angestrebtem Wirtschaftsmonopol
Es liegt mir fern in Abrede zu stellen
was für die ganze Welt Beweis genug
Ich habe nicht die Wahl ans Geld zu glauben
noch davon abzuwenden scheint mir klug

Der Sack mit Gulden scheint betörend
doch sein Gewicht ist mir zu schwer
denn was als hilfreich Angebot und Gabe
euch aus eurem Munde kommt, zerschellt als
blanker Hohn und Spott mir an den Ohren

So bleibt's allein des bösen Misstrau'n Strafe
da ich des Staates Handeln hinterfrag'
gleich welche Wahl ich treff'
es ist zu meinem Schaden
Gott, wie verfluch ich diesen Tag

Ich strebe nicht danach, das Geld
als lieblos Mittel, mir zu horten
Meine Leidenschaft ist ganz konkret
Mir gehts um Ruprecht, unser Leben
und wehre ab, was zwischen uns auch steht

Als wär's mein eig'ner Kopf der statt der Münze
in der Presse liegt aus freien Stücken
So tiefgreifend und fatal wird die Gravur
Das Geld dem Rechte scheint zu weisen
wen welche Pflicht denn trifft und wer auch spurt
Was soll mir ein System, wo jeder
der Kapital hat, es sich leisten kann
dem einberufen Staatsdienst zu entsagen
Hier gilt nicht Gleichheit vor'm Gesetz
noch Rechte allen, die ihre Pflichten tun
Hier gilt das Geld, es kauft sich Privilegien
Ihr fragt mich ehrlich noch warum?

So ging ich aus von gleichen Rechten
ein jedem, der dem Staate dient
und muss erkennen, voll entsetzt
dass Ruprechts Konstriktion mit Geld
sich einfach annullieren ließ

Und kommt mir nicht mit Listigkeiten
Mein Vergeh'n steht hier nicht zum Vergleich
Denn im Gegensatz zu euren Gulden
war mein Einsatz meine Unschuld
Als einzig' Kapital, das ich besitz
Wodurch mein Leben auf dem Spiele stand
und für sie, gnäd'ge Frau, gleich nichts

Hohn und Spott, nicht mehr liegt in der Frage
ob ich dem Gelde nicht vertrau
nehmt ich's, wär ich ein für alle Tage

im Schraubstock Schuldnerin gefangen
Wie könnt' ich auch
Wie könnt' ich auch
in einem einzigen Menschenleben
jene Summe wieder bringen
die ihr mir gnädig überlasst
Mit welchen Mitteln, welchem Vermögen
Mein Niedergang wär' es, soviel steht fest

Es muss wohl mehr zerschmissen werden
als nur dieser, meiner Mutter Krug

-
Wie kann es sein, bei all dem Geld
das fortschrittlich um den Erdball segelt
es für mich mein eig'ner Körper ist
der greifbar Kapital darstellt

denn für alle armen Hund' die nichts besitzen
besitzen sie zumindest eine Frau
und wenn mein Frauenkörper sich nicht bindet
ist er Gemeingut, denn wem gehört er schon genau?

mir selbst kann ich nicht gehören
gleich den Kechten, kein Anrecht durch Geburt
das Kompensat der einstigen Allmende
bin ich,
die Mutter, Schwester, Tochter
wie sie auch ihr und sonst ein jeder eine hat
das ist und bleibt politisch
eine, eure strukturelle Tat



Inszenierung Bérénice Hebenstreit
Bühne Mira König
Kostüme Karoline Bierner
Epilog Carolyn Amann
Dramaturgie Wiebke Melle
Mit Eva-Maria Aichner, Katharina Hofmann, Theresa Palfi, Gunda Schanderer; Klaus Müller-Beck, Jakob Kajetan Hofbauer, Markus Ransmayr

©Herwig Prammer

SPIEL ALLEIN in Mosaik. Zeitschrift für Literatur und Kultur. Hg.: Kirchner, Josef & Oswald,

Sarah. Ausgabe 22. Salzburg: März 2017. S.19-21 (Auszug)

Robert verfolgt Anton durch den Wald. Er ist ein paar Jahre älter als Anton und dementsprechend größer im Wuchs. In ein paar Minuten hat er Anton eingeholt und erwischt ihn am Kragen seines Hemds. Das reißt Anton zu Boden. Er schafft es nicht, sich mit den Händen abzustützen und landet mit dem Gesicht im Dreck. Robert kniet jetzt auf ihm, hat seinen Hinterkopf umfasst, reißt ihn an den Haaren hoch und drückt dann Antons Gesicht tiefer in die Erde. Antons Mundraum und Nasenhöhlen füllen sich mit grobkörnigem Braun. Seine Finger krallen sich an den Wurzeln fest. Er muss die Erde schlucken, um Luft zu bekommen. Robert steht auf und tritt mit seinen Schuhen in Antons Seite. Wie heißes Eisen brennt sich der Schmerz durch Antons Rippen und presst ihm Tränen heraus. Robert tritt weiter nach ihm. Jetzt treffen Robert Tritte ihn in seinen Magen. Noch viermal, bis es Robert selbst zu anstrengend wird. Anton weiß nicht, wie lange Robert schon aufgehört hat, auf ihn einzutreten. Er hört nur mehr, wie Robert sich den Rotz in der Nase hochzieht und dann Anton damit bespuckt. Anton rührt sich nicht. In seinem Kopf klirrt Glas, das immer wieder aufs Neue zerspringt.

Die Wolken ziehen schnell. Als Mala die Straße Richtung Dorf erreicht, ist der Himmel bereits wieder bedeckt. Die Luft zieht sich feucht und stickig nach oben zurück und scheint an der weißen Decke abzuprallen. Auf Malas Armen rinnt Schweiß in Bächen herunter. Sie wischt sich an ihrem Sommerkleid trocken. Ein Donnern tönt durch die menschenleere Landschaft und unzählige Hagelkörner brechen aus den Wolken heraus. Mala steht wie angewurzelt da, zuerst von der Kühle entzückt, bis der feine Schmerz des herunterprasselnden Eises sie wieder zu sich kommen lässt. Es gibt weit und breit kein Obdach.

Das Donnern hallt bis in den Wald hinein. Anton nimmt es zur Kenntnis, doch er rührt sich nicht. Hier im Wald, unter den Bäumen besteht keine Notwendigkeit, sich vor dem Hagel zu schützen. Denn die Nadeln legen sich wie ein fein gewebter Teppich über den Waldboden und lassen nur vereinzelt Körner durch.

Mala geht an der Straße entlang. Sie friert. Der Wind fegt alles Lose aus der Landschaft heraus. Blätter, Blüten und Staub. Sie geht weiter, auch wenn der Hagel ihr auf Kopf und Rücken peitscht. Es bleibt ihr nichts anderes übrig.

Anton kann sich nicht bewegen, zu stark ist der sich ausbreitende Schmerz. Die Rippen sind noch nicht zu spüren, der Körper hält die Empfindung zurück. Anton denkt darüber nach, wie das alles gekommen ist. Er denkt an Mala. Das prasselnde Eiswasser überdeckt jeden Ton des Waldes. Ihretwegen liegt er jetzt hier. Weil er sich um sie gekümmert hatte, sich gesorgt. Er schmeckt Erde und Blut in seinem Mund. Er hat aufgehört zu weinen. Er denkt an Mala und an ihren zarten Kopf in seiner Hand. Er würde ihn auch gern in den Dreck drücken, bis ihre Mundhöhle mit Erde aufgefüllt ist. Er würde sie dann an ihrem schwarzen Schopf hochziehen und mit Schwung den Kopf in den Waldboden schlagen.

GREAT OPEN EYES
EINE OPER VON MANUEL
ZWERGER, CAROLYN AMANN
UND CARMEN C. KRUSE

Eine Koproduktion von Civic Opera Creations und dem Theater Münster.

60 Minuten Uraufführung: 13.05.2023

Trailer: https://youtu.be/MWwPYSrt_vs

MATERIAL

Basierend auf über 30 Interviews mit Betroffenen aus Münster und Wien. Die Figuren sind aus Ibens *Klein Eyolf* entlehnt: Rita/Alfred/Eyolf/Ratwife.

Community Consulting: regelmäßiger Austausch mit den Interviewten: Erste Librettolesung, Probenbesuche, Austauschprogramme im Rahmen der Vorstellungen begleitet von TrauerbegleiterInnen

Ratwife: The blow of our fist shatters
delicate woven bonds
down to the molecular sphere
The storm that we unleashed
fights and forces living matter
Dismantle all formations here

The potential power
devours life
and sets it free
Regardless of the suffering it causes
Regardless of the love that it creates

Eyolf: Don't let sorrow cover
the special thing called life
I am like you, a human
and will always be your child

I am no more
but I remain
Through birth
and death
I've passed
The meaning is now
different for me
The love that binds us lasts

I feel the wind
touching my face
The waves will
carry me safely
Eternally I dance
in the old stars light
Awaiting you
brave and sedately



©Theater Münster

Regie: Carmen C. Kruse, Komposition: Manuel Zwerger. Uraufführung Theater Münster 13.Mai 2023

. 2 Dirigent:innen
. 2 Oboen
. 2 Klarinetten
. 2 Fagotte
. 2 Trompeten*
. 2 Hörner*
. 2 Posaunen*
. 1 Schlagwerk (kleines Instrumentarium)*
. 22 Solo Streicher

TOTENTANZ



Ich bin das Schicksal aller
Ein unumkehrbares Prinzip
Denn gleich was zitternd bebend
Über diese Erde fleucht
Sich windet, liebt und kreucht
Im Anfang keimt und sich entfaltet
Sich ein Leben gleich ob minder
oder gut gestaltet
Findet in mir ein jähes Ende
Umfassen meine knöchernen Hände
Mit festem Griff die noch
pulsierenden Arterien
Unaufhaltsam bin ich da

Ich bin und bleibe ewig
Die Toten sind in mir
Sie reih'n sich ein in einen Reigen
Menschen aller Schichten
Pflanzen und Getier
Ausgeschieden aus dem Leben
Vereinigt uns der Tod
Entkleidet auf die Knochen
Ist da kein weltlich Kapital
kein Unterschied mehr
auszumachen
Der einen von der andren trennt
Keine Armut, keine Not



Text/Performance: Carolyn Amann

Video: Aron Kitzig

Konzept: Amann & Kitzig

So kommt der Tote die noch Lebenden
zu holen

Kommt Mensch auf Mensch

und reiht sich ein

Der Tod formt dadurch eine Masse

Die unendliche ist in ihrem Werden

In ihr ist niemand mehr allein

Die Knochentrommel schlägt den Takt

So wie bei jedem Feste

Ob Frühling, Hochzeit, Erntedank

Im Tanz lässt sich im Überschwang

Ein aus der eignen Haut erfahren

Man trifft ein jeden den man kennt

Selbst wenn die Haut in Fetzen hängt

Wir sind was bleibt: das Letzte

Die Zeit zerrinnt dir durch die Finger

Wenn du mich siehst, bin ich schon da

Leg ab dein Kleid und deine Zweifel

Dein eigner Tod ist dir jetzt nah

Trailer:

<https://youtu.be/QeMKrLoFhpY?si=MCg05XhvZRS2Haym>

Mitschnitt:

https://youtu.be/H6jNnFKcTyU?si=pb_8czCRZKj_fhq

Im Auftrag des Mesner Stüble am Liebfrauenberg

PALIANO NOTIZEN 2017 (Auszug)

<https://vorarlberg.at/documents/302033/472588/Paliano+Carolyn+Amann+2017.pdf/2ec27731-1560-7460-5d2c-1ef4334ca240?t=1616162125460>

